



AN FLANDERN'S KÜSTE

KRIEGSZEITUNG FÜR DAS MARINEKORPS

Nummer 62

Reinertrag für Wohlfahrtszwecke

1. Oktober 1918

Am der Ufer.

Von Omer R. de Laey, übertragen aus „Van te lande“ 1902.

Nähe an der Küste windet
Durch das grüne Wiesengras
Sichern sich der Ufer Wasser,
Eben wie ein Spiegelglas.

Hier und da ein bunter Reiher
Einer Schildwach gleich, im Ried,
Wo auf steifen Flötenbeinen
Lauernd er nach Fischen sieht.

Überm grünen Grase schlendernd,
Eine weiße Flagg' am Knauf
Und aus grauem Tuch das Segel,
Fährt ein Schiff gen Nord hinauf.

Fährt und schneidet's Nass mit seinem
Scharfen Schnabel wie ein Keil,
Und die Wasserkringel schwubsen
Übers Deck von Weil zu Weil.

Aus den Binsen flüchten Enten
Furchtsam fort mit Schrillgetön,
Und dann bleibt die Schar der Schreier
Schnatternd auf dem Ufer stehn.

Einem Drachen gleicht das Segel,
Der den Wind im Rachen fängt
Und mit aufgeblähtem Leibe
Dräuend in den Lüften hängt.

Flanderns Spitzenindustrie.

Die handgearbeiteten flandrischen Spiken haben von jeher einen hervorragenden Platz auf dem europäischen Spikenmarkt eingenommen. Dies erklärt sich aus der ererbten und von Kindheit an geübten Kunst der Spikenarbeiterinnen. Um Kunst handelt es sich hier in der Tat, denn man begegnet in Flandern zahlreichen Arbeiterinnen, die so hervorragendes leisten, daß ihre Schöpfungen, wahre Gedichte, unbedingt über dem reingewerblichen Erzeugnis stehen und als kunstgewerbliche Arbeiten hohen Rangens gewertet werden müssen.

Unter ausländischem Wettbewerb hatte der belgische Spikenmarkt nicht zu leiden. Handgemachte Spiken wurden nicht eingeführt, obwohl keine Einfuhrzölle bestanden; dagegen wurden größere Mengen ausgeführt. Deutschland, Frankreich, Amerika und England waren große Abnehmer trotz hoher Einfuhrzölle. (Deutschland 600 M. für 100 Kilogramm, Frankreich annähernd ebenso, Amerika 60 Prozent des Wertes der Spiken.) Die Ausfuhr aus Belgien belief sich im Jahre 1910 auf 1343882 Fr.

Trotzdem befand sich das Gewerbe in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege in ständigm Niedergang. Dessen Ursache lag in der Heranziehung der Maschine zur Herstellung von Spiken. Der Wettbewerb wurde immer fühlbarer, je mehr es gelang, mittels dieser Maschinen echte Spiken nachzuahmen. Denn da man bald mechanische Spiken herstellte, die nur Sachkennner von den handgearbeiteten zu unterscheiden vermochten, gewöhnte sich die Domänenwelt allmählich daran, die Maschinenspiken zu verwenden, die naturgemäß erheblich billiger sind.

Die deutsche Besetzung hatte anfänglich den Spikenverkauf ansehnlich gehoben. So war z. B. in Gent die Zahl der Spikengeschäfte plötzlich auf das Doppelte gestiegen, und alle diese Geschäfte, die alteingesessenen wie die vom Krieg geborenen, hatten lohnende Verbleib. Doch war aber nur ein vorübergehender Aufschwung, der den inneren Verfall des Gewerbes nur zeitweilig verdecken konnte. Wie weit dieser Verfall bereits fortgeschritten war, geht daraus hervor, daß die Zahl der Spikenarbeiterinnen, die 1870 noch etwa 150000 betragen hatte, bis auf 47000 herabgesunken war.

Die soziale Lage dieser Spikenarbeiterinnen bildet eines der lebhaftesten Kapitel der belgischen Wirtschaftsgeschichte. Die meisten Spikenarbeiterinnen sind Flamen. Das sei betont, weil das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein völlig anderes ist, je nachdem Flamen oder Wallonen die Arbeitnehmer sind. Der Wallone verhandelt über die Arbeitsbedingungen; ist ihm der Lohn nicht genügend, so drängt er den Arbeitgeber so lange, bis er ein zufriedenstellendes Ergebnis erreicht hat. Bei der Arbeit verlebt er dann mit seinem Meister freundschaftlich, ja familiär. Anders der Flamme. Mehr landbäuerlich veranlagt, ist er an Abhängigkeit gewöhnt, es fehlt ihm das Selbstständigkeitsbewußtsein des Wallonen. Er fühlt zwar die Notwendigkeit der Verbesserung seiner sozialen Lage, aber es ist gegen sein Wesen, scharfe und energische Mittel zu ihrer Besserung anzuwenden. So kann man bei zu geringer Entlohnung seiner gewissenhaft geleisteten Arbeit wohl Träurigkeit auf seinem Gesicht lesen, aber es wird ihm nie einfallen, seinen Arbeitgeber für die mißliche Lage der Arbeitnehmer verantwortlich zu machen. Nur bei dieser gutmütigen Charakteranlage der Arbeiter ist es möglich geworden, daß der Großhändler und Agent unbehäftnismäßig große Gewinne aus dem Spikenbetriebe erzielten, während die Lohnsumme von Arbeiterinnen, darunter eine große Anzahl wahrer Künstlerinnen in ihrem Fach, auf das traurigste ausgenutzt wurden.

Der Agent, der als einziger mit den Arbeiterinnen unmittelbar in Berührung kommt, bestimmt den Lohn; nur selten tritt der Großhändler in Verkehr mit seinen Arbeiterinnen. Es geschieht dies höchstens, wenn er im selben Ort wohnt oder wenn er die Arbeiterinnen im eigenen Hause beschäftigt. Ein allgemeiner Maßstab für die Berechnung der Löhne fehlt, da in jeder Stadt, ja in jedem Dorfe die Art der Berechnung eine andere ist. Der Agent fragt nicht nach dem Wert der Arbeit, sondern berechnet den Preis, den er etwa vom Großhändler zu erhalten hofft und gibt dann dem Arbeiter so viel oder so wenig, daß für ihn selbst

ein möglichst hoher Gewinn übrig bleibt. Dieses System wird nur selten durch den Wettbewerb eines anderen Agenten gestört; denn im allgemeinen besteht unter den Agenten große Eintracht. Deren Opfer aber sind die Arbeiterinnen, die unter diesem „Streit-System“ alle Leiden einer übermäßig langen Arbeitszeit bei niedrigen Löhnen durchzustehen haben.

Wie in jeder Handindustrie, so hat auch in der Spikenindustrie noch ein anderer Umstand zur Herabdrückung der Löhne beigetragen: die große Zahl der Gelegenheitsarbeiterinnen. Diese sind meistens wirtschaftlich so gestellt, daß sie nicht nötig haben, von ihrem Verdienst zu leben, sondern ihn als angenehme Beigabe betrachten. Sie können demgemäß in jedem Falle mit wenigem zufrieden sein und erschweren so den Arbeiterinnen, die auf ihren Verdienst angewiesen sind, um leben zu können, die Möglichkeit einer Verbesserung der Löhne. Vielfach werden auch Kinder von ihren eigenen Eltern schon vom neunten Lebensjahr ab in eine „Spikenchule“ geschickt, wo sie etwas verdienen sollen, seien es auch nur einige Centimes wöchentlich. Im Hospital zu Brügge finden sich alte Frauen, die, weil sie dort kostnlos beherbergt und versorgt sind, mit einer Bezahlung von 30 Ctm. für sechsstündige Arbeitszeit zufrieden sind. Alle diese Außenarbeiter haben indessen gar kein Bewußtsein dafür, daß ihre Entlohnung eine so traurige ist; spricht man mit ihnen davon, erklären sie achselzuckend, sie würden auch für noch weniger arbeiten.

Die Niedrigkeit der Löhne ist umso auffallender, als der Gewinn der Stoffchen- und Großhändler ein ungewöhnlich großer ist. Die Altesten z. B. verdienen 5—10 Prozent an der Arbeit ihrer Schüler und Arbeiterinnen, die Agenten 10—25 Prozent, der Reingewinn der Großhändler ist noch viel höher. Demgegenüber betragen die Arbeitslöhne bei zwölfstündiger Arbeitszeit 0,70 bis 1,50 Fr. für den Tag.

Bei der Einschöpfung der Arbeit kommt in Betracht die Fertigkeit der Arbeiterin. Diese wird durch verschiedene Umstände bestimmt. Eine Frau, die beständig in Übung bleibt und nicht noch nebenbei Feldarbeit zu verrichten hat, ist gewandter und vermag bessere und feinere Muster zu arbeiten. Auch die Gesundheit spielt eine große Rolle, weniger das Alter. Es gibt Arbeiterinnen von 16 Jahren, die es mit solchen von 30 Jahren aufnehmen; anderseits gibt freilich die Übung den Arbeiterinnen eine derartige Sicherheit und ein so feines Gefühl, daß gerade viele alte Frauen zu den besten Arbeiterinnen gehören. Ja, manche von diesen arbeiten bestimmte Muster als Spezialität so geübt, daß sie nach ihrem Ende von anderen in so schöner Weise gar nicht nachgeahmt werden können. Dies alles wird natürlich bei der Entlohnung berücksichtigt.

Nun wird aber der Arbeitslohn keineswegs bar ausgezahlt, sondern es herrscht fast allgemein das verdeckte „Trudsystem“ (Verrechnungssystem). In den Gemeinden Brügge, Eijsel, Den-dermonde, Kortrijk, Beveren, Temse und Kiel dreht bei Antwerpen haben die meisten Agenten nebenbei Ladengeschäfte und bezahlen die Spikenarbeiterinnen mit Kolonial-, Manufaktur- und ähnlichen für das tägliche Leben nötigen Waren. Eine Ausnahme wird nur bei Kranken gemacht, die hohes Geld erhalten, um Arzt und Medizinal bezahlen zu können. Eine andere, beinahe noch schlimmere Art der Bezahlung ist folgende: der Agent hat einen Laden, bezahlt aber in bar; die Arbeiterin ist gezwungen, nun bei dem Agenten das fürs tägliche Leben Nötige für sich und ihre Familie einzukaufen, wenn sie nicht Gefahr laufen will, über kurz oder lang ihre Arbeit zu verlieren. Da die Einkäufe fast immer höher sind, als der ausbezahlte Lohn, stehen die Arbeiterinnen vielfach bei dem Agenten in der Kneipe und können so nie von ihm loskommen. Dagegen bereichert sich der Agent sowohl an dem Aufkauf der Spiken, wie an dem Verkauf seiner Ware. Um die Ausbeutung auf die Spiken zu treiben, geben die Agenten zuweilen selbst den frischen Spikenzähmern als Bezahlung, mit dem die Arbeiterinnen nun von neuem arbeiten müssen.

Versuche zur Hebung des Gewerbes und der sozialen Lage der Arbeiterinnen sind mehrfach unternommen worden. So wurde im August 1911 eine Gesellschaft „La Dentelle Belge“ gegründet. Es war das eine Handelsvereinigung mit dem Amt, die Spiken-



Klöppelerinnen in Flandern.

Gemälde von Franz Eichhorst.

arbeitinnen zu veranlassen, wieder die alten, schönen flandrischen Spiken zu arbeiten. Weiter sollte sie die traurige soziale Lage der Arbeiterinnen verbessern; deren Erzeugnisse sollten durch die Mitglieder auf den Markt gebracht und so die Arbeiterinnen aus den Klauen des übeln Trud-Systems und aus der Abhängigkeit von den Agenten befreit werden. Außerdem wurde unter dem Schuh der belgischen Königin eine Vereinigung „Les Amis des Dentelles“ gegründet, deren Hauptaufgabe in der Errichtung von Spikeneschulen bestand. Solche Schulen entstanden denn auch bald mehrere: die erste in Turnhout, eine weitere in Hoffstade bei Aalst, die dritte bei Liedekerke. In Brügge wurde ein Seminar für Spikenlehrerinnen geschaffen, in dem junge Mädchen sozusagen für die Lehrfähigkeit an vorgenannten Schulen herangeführt werden.

Diese Einrichtungen sind von ersichtlichem und bleibendem Wert, was auch von der deutschen Verwaltung sofort erkannt wurde. Sie hat daher, sowohl um die Schulen zu unterstützen, wie auch um den Arbeiterinnen im allgemeinen einen bestimmten Verdienst zu gewährleisten, anderseits aber auch, um die Käufer gegen Täuschung zu schützen, eine amtliche Spiken-Dentrale geschaffen. Durch sie ist erreicht worden, daß die Spikenarbeiterinnen unmittelbar an die Käufer herantreten können, wodurch die Möglichkeit gegeben wurde, das bestehende System des Stoffchen-

handels zu erhalten. Den Käufern aber ist damit die Gewähr gegeben, daß sie wirtschaftlich echte Handarbeit erwerben.

Auf diesem Wege sollte weitergebaut werden, dadurch, daß im Spikenbezirk selbst einige gute Seminarien errichtet oder bestehende ausgebaut und erweitert werden, wodurch gute Lehrerinnen, die neue und flandrische Muster entwerfen können, herangebildet werden. Auf diese Weise bleibt die Kunst immer auf ansehnlicher Höhe. Ferner müßten die Spikeneschulen, in denen Arbeiterinnen herangeführt werden, ohne Ausnahme den Seminarien unterstellt werden.

Unbedingt nötig ist es, den Spikenarbeiterinnen den Gedanken der Organisation (des innigen Zusammenschlusses) beizubringen. Genau wie die Landwirte überall sogenannte „Cooperativen“ haben, die in den Großstädten eigene Verkaufsstätten besitzen, um ihre Produkte (Butter, Eier, Gemüse) direkt den Verbrauchern zu führen, ebenso können die Spikenarbeiterinnen gemeinsame Verkaufsstätten unter eigener Verwaltung eröffnen. Diese örtlichen Vereinigungen könnten sich wiederum zusammen, um große eigene Verkaufsstätten in den Hauptstädten des Auslandes zu errichten. Auf diese Weise könnte es gelingen, einen großen und in seiner Eigenart unerschöpflichen Gewerbezweig wieder zur alten Blüte zu bringen.

Arm-Flandern an der IJser.

Von Ludwig Brinner.

Als in den glühendheißen Sommertagen des unseligen Jahres 1914 vor Belgien's Grenzen das Kriegsgespenst austrauchte, mit dem die der Neutralität längst unter gewordene belgische Regierung so freudlich und vermeissel gespielt hatte, almeten die belgischen Staatsmänner auf. Die planmäßig und zielbewußt von ihr geführte Unterdrückung des blämischen Volkes hatte eine Gewalttätigkeit erzeugt, deren Entladung die Gründfesten des Staates in Wanken zu bringen drohte. Da kam der ersehnte Krieg, der an der Seite der mächtigen Bundes-Genossen sicherem Sieg, Vergrößerung des Königreichs und Niederwertern der blämischen Bestrebungen verhieß. Dass deutsche Truppen den Engländern und Franzosen zuvorkamen, zuerst belgischen Grund und Boden betraten, gab ihr einen neuen Trumpf in die Hand. Gegen den Eintritt kam schnell ein „Gottesfriede“ zu stande, und die Vlamen padte man bei dem, was man sorgfältig bekämpft hatte: bei ihrem Blamentum! An die größte Tat ihrer Geschichte erinnerte sie kein anderer als der König selbst, ihnen zufrieden: „Flamingen, gedenkt der Schlacht der goldenen Sporen!“ Unendlicher Jubel lösten diese Worte bei ihnen aus; klangen sie doch wie eine Verhöhnung der Erfüllung ihrer heißesten Wünsche, wie die Mohnung: „Kämpft so tödsmutig wie eure Ahnen am 11. Juli 1302 gegen die Ritterschaft Frankreichs stützen, und es soll euch derselbe Lohn wie jenen zuteil werden, die Freiheit Flanderns!“ Kein Wunder daher, daß die Vlamen freudig zu den Waffen griffen, da ihnen ein solches Kriegsziel gezeigt wurde. Unter dem Singen ihres Truhsledes, des „Vlaamschen Leeuws“, zogen sie zum Kampf, und als in wenigen Tagen Wallonien von den deutschen Heeren überannt war, eilten aus Flandern massenhaft Freiwillige zu den Fahnen, so daß das Heer bald zu 80 bis 85 v. H. aus Vlamen bestand.

Doch rasch vertrauchte die Begeisterung. Als der ausgeworfene Körber seinen Stand erfüllt und die Blüte der blämischen männlichen Jugend ins Nein gelöst hatte, da war es auch mit dem Komödiespielen der belgischen Machthaber vorbei. Sie ließen die blämfreundlichen Maate fallen, und nun begann eine Knechtung der blämischen Soldaten, von ihnen fast ausschließlich des blämischen unfundigen, meist wallonischen Offizieren und Unteroffizieren, gegen die alles vor dem Kriege erlebt in den Schallen trat. Ein neues „Arm-Flandern“ entstand, „Arm-Vlaanderen an den IJser“. (So nennt es eine Veröffentlichung zweier blämischer Unteroffiziere, die von ihren Kameraden ins befehle Gebiet entfand wurden, um die Bevölkerung über die Drangsalierung der Vlamen an der Front aufzuklären und sie zum Fortfahren in ihrem Kampfe für Flanderns Freiheit anzufeuern.)



Die Klöppelerin

Scherenschnitt von R. Fiedler †

schles geschah in den Strafanstalten zu Tressen, Nizza, Orleans. Verstorbene französische Soldaten waren die Kettnermeister. Ein einziges blämisches Wohl genügte, um angespult und mit 20 Stockschlägen auf den entblößten Leib bestraft zu werden. Eine üble Laune des Aufsehers brachte den Gefangenen selbst im Winter mitternacht für eine ganze Nacht ins Freie, wo man ihn auf dem gefrorenen Erdboden festband. Die Gefangenen wurden buchstäblich ausgehungert. Gierig verschlangen sie den Kleister, den sie in ihren Zellen bei der Arbeit brauchten, und selbst als man daraufhin Petroleum hineintat, geschah es fast täglich, daß der Hunger die Unglücklichen zwang, die tödliche Petroleumsmischung aufzusessen. Fälle, in denen die Aufseher Gefangenen ins Gesicht hinstellten oder sie durch Stockschläge dazu brachten, ihre eigenen Ausscheidungen zu sich zu nehmen, waren nicht selten. Verließen

In jeder Weise sohn sich die blämischen Soldaten zurücks. Für sie war der Dienst in der vordersten Linie so, die Wolen wurden nach Möglichkeit hinter der Front verwandelt. Wer nicht geläufig französisch sprach, konnte nicht davon denken, Unteroffizier zu werden. Da es ihrer nur verhältnismäßig recht wenige gab, und man auch diese noch wegen ihres Blamentums hintan setzte, waren blämische Unteroffiziere sehr selten, blämische Offiziere gar welche Raben. Alle Befehle ergingen nur französisch; vielfach wurden sie gar nicht, oft verkehrt verstanden. Schwere und unnötige Verluste waren die Folge, ebenso massenhafte Bestrafungen wegen Nicht- oder Verleichtausführens von Befehlen. Sämtliche Beleidigmachungen und Anschläge, auch die Wegweiser und sonstigen Schilder und Tafeln in den Stellungen, waren ebenfalls ausschließlich französisch. Zugaben unterrichtete Vlamen eine Überzeugung hinzu, um ihren Kameraden behilflich zu sein, so wurden sie bestraft. Kamen dagegen einzelne englische Kommandos in die Stellung, so kannten obwohl auch englische neben den französischen Aufschriften.

Die Engländer fanden auch in den Lazaretten Ärzte und Schwestern, die sie in ihrer Sprache befragten konnten; der Vlame dagegen hatte kaum einmal das Glück, in seiner MutterSprache verstanden zu werden. Ebenso erging es ihm vor Gericht. Fast niemals verstand ein Beisitzer, die gar kein Hebdar aus machen, daß sie „es“ als ihre Pflicht ansahen, die Vlamen, die nicht französisch können, strenger zu verurteilen als einen französisch sprechenden oder einen Wallen!

Wie viele sind unschuldig oder wegen ganz geringfügiger Vergehen ins Gefängnis gewandert. Und in was für Gefängnisse! Einzelzelches geschah in den Strafanstalten zu Tressen, Nizza, Orleans. Verstorbene französische Soldaten waren die Kettnermeister. Ein einziges blämisches Wohl genügte, um angespult und mit 20 Stockschlägen auf den entblößten Leib bestraft zu werden. Eine üble Laune des Aufsehers brachte den Gefangenen selbst im Winter mitternacht für eine ganze Nacht ins Freie, wo man ihn auf dem gefrorenen Erdboden festband. Die Gefangenen wurden buchstäblich ausgehungert. Gierig verschlangen sie den Kleister, den sie in ihren Zellen bei der Arbeit brauchten, und selbst als man daraufhin Petroleum hineintat, geschah es fast täglich, daß der Hunger die Unglücklichen zwang, die tödliche Petroleumsmischung aufzusessen. Fälle, in denen die Aufseher Gefangenen ins Gesicht hinstellten oder sie durch Stockschläge dazu brachten, ihre eigenen Ausscheidungen zu sich zu nehmen, waren nicht selten. Verließen

die Vlamen schließlich als wundelnde Schatten die Gefängnisse, so kamen sie in Strafkompanien, wo neue Leiden ihrer harren: ungernende Kleidung selbst im Winter, sobald sie sich nur durch forstwöhrenden Hün- und Herlaufen in ihren Zellen notdürftig warm erhalten konnten; unzureichendes Essen, sobald sie selbst in den Abtrünnern und Absatzbehältern nach Brotrinden suchten; barbarische Misshandlungen und unmenschliche Strafen: hier wie in den Gefängnissen wurden Gefangene buchstäblich zu Tode geprügelt. Vergebens war es, daß der Abgeordnete von der Perre, der von der Regierung mit der Beaufsichtigung der Gefängnisse betraut war, über die furchterlichen Zustände berichtete und dem Justizminister Caton de Wart zufiel: „Minister der Gerechtigkeit, ich fordere Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, Gerechtigkeit!“ Die Auflösung über die Gefängnisse wurde ihm entzogen, ein des Blämischen unkundiger Waller an seine Stelle gesetzt, und alles blieb, wie es war.

Mancher unglückliche Gefangene mag sich auf den Kirchhof

gewünscht haben, um dieser Hölle

zu entgehen. Aber selbst der Tod, der ehrliche Soldatenlob, siehe der Verfolgungswut noch keine Schranken. Es durften keine blämischen Gedenkstelen gehalten werden. Und als einem gefallenen Krankenträger, Abgeling eines Priesterseminars, die Worte nachgerufen wurden: „Gott schenke Dir, angehender Priester, einen blutigen Waller, den Totenader von Flandern, wo Du mitten unter Deinen blämischen Jungen Dein eigenes Blut vergossen hast für Gott, Flandern, Belgien“, da erklärte der Major unvorsichtig: „Bei einer öffentlichen Veranstaltung dürfen nur die Namen des Königs und Belgien genannt werden.“ „Gott“ und „Flandern“ waren zuviel und vom Übel. — So selbst im Grab ließ man den Söhnen Flanderns keine Ruhe. Was die Franzosen mit den Grabmälern ihrer Feinde, der Deutschen, tun zu müssen glaubt, davor scheut auch die blämischsprechenden Belgier bei den Gedenkzeichen ihrer eigenen blämischen Mitstreiter nicht zurück. Die blämischen frommen Katholiken haben seit langem den Wahlspruch: „Alles voor Vlaanderen, Vlaanderen voor Christus“, als Wahrzeichen ein aus den Anfangsbuchstaben gebildetes Kreuz. Dieses Zeichen halten die blämischen Soldaten



Seefeldaten

Zeichnung von Eichhorst

hatten gefallenen Brüdern tief in die Steinkreuze hineingemehrt, und das reizte den „wallonischen Bruder“. In einer einzigen Nacht wurden auf den Kirchhöfen zu Oteren und Alveringhem alle diese Buchstabenkreuze mit Zement zugeschmiert! —

Aber lehrten wir zu den Lebenden zurück. Auch wenn sie nicht in Gefängnissen oder Strafkompanien saßen, war ihr Leben traurig genug. Die blämischsprechenden wurden von den Vorwurften verhöhnt und beschimpft, „Gaudewische“ und „Boches“ genannt. Ließen sie gar noch etwas davon verlauten, daß sie, vertraulich auf das Wort ihres Königs, des Glaubens lebten, für die Freiheit Flanderns zu kämpfen, so galten sie als „Verräter“ und von den Deutschen bezahlt und waren rats für Gefängnis und Strafkompanien mit allen ihren Schreden. Wurde schon blämischsprechend unliebsam empfunden, so rechnete das Singen blämischer Lieder, besonders des „Vlaamsche Leeuws“, als Verbrechen, möchte das Lied auch tausendmal in dem vom Minister de Broqueville herausgegebenen „Liederboek van den Belgischen soldaat“ stehen! Im August 1914 hatte „de Vlaamsche Leeuw“ seine Schuldigkeit getan, jetzt war es aus damit, jetzt mußten, wie höhnisch erklärt wurde, „die blämischen Löwen an der IJser für die lateinische (d. h. französische) Kultur tanzen“. Tragisches Schicksal, fehlten zu müssen für eine Regierung, die beim blämischen Volkstum den Untergang geschworen hat und, geführt auf englische und französische Armeen, von den ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln absichtlich Gebrauch macht! Was gab den Vlamen die Kraft, solch Leben zu tragen? Ihr frommer Glaube, ihre Liebe zu Flandern, ihre zuversichtliche Hoffnung auf Flanderns Erlösung durch ihre tödliche Misshandlung. Und daß sie darin nicht erlahmten, dafür sorgten die Gefildeten: die Bronillardiers (Krankenträger) und Almoseniers (Feldgeistlichen).

Unter den Freiwilligen waren viele Almosenier, besonders zahlreich Priester, Priesterseminaristen und Studenten, auch einige junge Abtakten und Lehrer. Sie dienten vorwiegend als „Bronillardiers“, gingen mit den Kompanien in Stellung und nahmen sich, wo sie nur konnten, — Zeit vor ja genug vorhanden — der weniger und gar nicht unterrichteten Kameraden an, lehrten sie lesen und schreiben und suchten sie auch sonst weiterzubilden; auch für Bücher sorgten sie. Aber diese wie der Unterricht waren ja blämisch, und darum mußte damit Schluss gemacht werden. Dagegen hielt man es für getaten, Unterricht über „Greuel“ durch Offiziere abzuhalten, um dadurch gegen die Deutschen zu hegen. Es gab allerdings „offizielle“ Büchereien, und die konnten alle möglichen Wünsche befriedigen, selbst solche nach deutschem, welche aber nicht nach blämischen Büchern. In ähnlicher Weise verfuhr man mit den Zeitungen. Geduldet wurden schließlich nur noch die von der belgischen Regierung herausgegebenen Blätter, die alles blämische befürbten und befürbten, die u. a. den Fall Antwerpen auf den Verrat der Vlamen in der Stadt zurückzuführen und nicht davor zurückzuschrecken, mit brutaler Offenheit zu schreiben: „Die belgische Offenheit muß als Hauptwohl haben, sobald Vlamen als möglich zu massakrieren, damit die beiden Rassen an Zahl gleich gemacht und weiterhin alle, die nach dem Kriege die Ruhe stören könnten, besiegt werden.“

Alle diese Mittelchen halfen aber nichts. Die Bronillardiers trauten auch weiterhin für geistige Nahrung zu sorgen. Bildeten sie schon darum das blämische

wütendstes Verfolgungen, so noch mehr wegen ihrer erfolgreichen Bemühungen, die blämischen Soldaten vor der planmäßig verdeckten Entstalinung zu bewahren. Haufenweise wurden Schmuckschriften angebracht; Offiziere ließen es sich nicht nehmen, sich die als „ungänglich“ bezeichneten vorzunehmen und beim Missglück der „Beteiligungsbemühungen“ ihren Spott mit ihnen zu treiben. Unbegreiflich schien es vor allem, daß die frommen katholischen Vlamen jeden Verlehr mit Weibern mieden. Der gehört nun aber zur lateinischen Kultur, und da nach einem bezeichnenden Ausspruch die blämischen Soldaten dazu ausersehen waren, bei ihrer Rückkehr in die Heimat „Verländer“ der lateinischen Güter zu sein, so mußten sie doch dafür gewonnen werden. Darum erklärte ein Bronillardier, Vlander müsse sich im Schoße der Armee „emanzipieren“; ein anderer meinte: „Es scheint, daß man, um Flamingant (d. h. Überzeugter Vlame) zu sein, bei keinem Weibe schlafen dürfe“, und der fanatische Vlamenteufel, daher auch tödlich gehässige General Benhaim, leistete sich sogar den Satz: „Alle Flaminganten müßten einen ganzen Monat lang in einem Hurenhaus des Montmartre (zu Paris) eingesperrt wer-

den.“ Als die Brandstifter dieser „Propaganda“ entgegneten, u. a. auch durch unchristlich ausgetragene Marsen, die, überall angelebt, vor dem Alkohol warnen und zur geschlechtlichen Reinheit mahnen, erging ein Verbot! Man verbot sie außer ihrem gewöhnlichen Dienst exerzierende, Ehrenbezeugungen üben, Lachlinnen reinigen usw., nur um ihnen die Möglichkeit zu nehmen, ihren Einfluss auf die Soldaten geltend zu machen. Spione bewachten sie überall; Anklage auf Anklage wurde erhoben; sie wurden verurteilt, strafsestet, in Strafkompanien gestellt, ins Gefängnis geworfen. Ähnlich verfuhr man mit den Almosenier, und doch erreichte man nur das Gegenteil von dem, was man beabsichtigte. Wie im flämischen Lande die niedrige Geistlichkeit stets der Hörer des Plamentums, das stärkste Hindernis der Französisierung war und noch ist, so ließen sich auch die Almosenier durch keine Drohung und Maßregelung schrecken. Sie wären auch gar nicht imstande gewesen, etwas Flämisches dem Französischen zum Opfer zu bringen: ihre flämischen Jungen selbst, die doch so sehr an ihnen hingen, hätten sich widerstellt; solche Freiheit hatte die jahrelange an der Front gelebte Erziehung zum bewußten Flämischen hervergebracht. Das sollte der Almosenier von Linden erfahren, der wegen seiner Flämischgeistlichkeit bei den Soldaten außerordentlich beliebt, „oben“ aber dafür sehr schlecht angesehen wurde. Da sein Einfluss zu groß zu werden drohte, verbot man ihm, noch fernherhin flämisch zu predigen. Er begann also am folgenden Sonntag französisch.

Wie man einst in Flandern Recht sprach.

(Schluß.)

Von Ludolf Brinner.

Reise zu führen“! — Der Landesherr konnte den Bann aufheben jedoch nicht vollständig: hatte Gent, Brügge oder Ypern die Strafe verfügt, so vermochte der Graf dem Verurteilten nur den Aufenthalt im Lande, nicht aber in der bannenden Stadt zu erwidern. Und von diesem Recht (Gent hörte es 1540 nach dem Aufstande gegen Karl V. mit allen anderen Sonderrechten ein) ließen sich die drei „Gulen Städte“ nichts abhandeln. Also war es Brauch, daß der seine Regierung antretende neue Graf von Flandern bei der „Alljden Untomst“ — wenn er zwecks Leistung des Treuvertrags und Entgegennahme der Huldigung seinen feierlichen Einzug in die drei Städte hielt — ganze Scharen Geblannten mit sich führte (z. B. Karl der Kühne 1468 in Gent nicht weniger als 784!), um sie von der Strafe zu lösen. Aber die Städte verfehlten alle, den Grafen zu fragen, ob er die Aufhebung des Bannes als ein Recht fordere oder als eine Vergünstigung erblitte, und sich auf diese Weise ihr altes Gerechtsame neu bestätigen zu lassen. Wer von den Geblannten es wolle, ohne Genehmigung der Stadt, die den Bann ausgesprochen, zurückzulehren, verstet unnotholich schwerer Strafe, die bereits beim Fällen des Urteils regelmäßig angegeben wird: Gezelung, Verlust eines Gliedes, ewige Verbannung, selbst der Galgen (für Männer) oder die Grube (für Frauen; sie wurden lebendig begraben!).

Sehr häufig waren diese Strafen — Monzene, Christliche Besserung, Pilgerfahrt, Bann — miteinander oder mit sonstigen Nebenstrafen verbunden. Da die Willkür der Richter unbeschränkt war, konnten sie ihrer Phantasie dabei ungehindert die Regel schreiben lassen, und so finden wir denn oft Entscheidungen, die heutzutage sonderbar anmuten. So z. B. wenn ein Mann, der einer Frau die Milch ausgegossen hatte, außer zu einer Wallfahrt dazu verurteilt ward, am Sonntag mit umgehängter Milchkanne in der öffentlichen Prozession mitzugehen. Auch die tödliche Billfahrt nach Doornrijt mit dem Kopf des Kuhmauls und den anderen merkwürdigen Beleidungen gehörte hierher. Die meist gepflegte Nebenstrafe war aber die Geldstrafe, die selbstverständlich, wie überall und zu allen Zeiten, auch an und für sich schon eine große Rolle spielte. Die „Costumen“ vieler Orte enthielten lange Listen von Geldstrafen: für Schläge mit und ohne Werkzeug, mit und ohne Blut, mit und ohne Niebersürzen des Geschlagenen, für Fußtritte, Bartzupfen, Haarzupfen, für den Sünder, der den Schuldner zum Zahlen zwingen will; für den Wirt, der den Trank verweigert usw. usw. Besonderer Anteil zum Anwenden dieser Strafe bot oft die wenig erfreuliche Verfassung der Kasse. Je teurer die Ebbe im Gemeindesädel, um so höher die Flut der Verurteilungen zum Beutelziehen. Nicht

gerade erheben sich die flämischen Soldaten und begannen die Kirche zu verlassen. Seine französische Bille, zu bleiben, half nichts. Da wandte er sich flämisch an sie und bat sie, zu bleiben. Das wirkte. Dann begann er: „Ich verstehe euch, Jungen! Ihr wollt angesprochen sein in der Sprache, in der eure Mutter zu euch sprach, als sie euch das Kreuzzeichen machen und den Namen Jesus und Maria stammeln lehrte!“ Der Almosenier und seine Pflegebefohlenen waren einander weit.

Natürlich war es die lezte Predigt, die er gehalten hatte: er wurde aus dem Heere entfernt. Aber der Geist blieb; der ist nicht mehr zu bannen. Mit tausend und abertausend Hammerschlägen haben alle die unsäglichen Leiden und Nöte, die Verfolgungen und Drangsalen das Heer an der Yser zu einem bewußt flämischen Heere geschmiedet, das für die im befehlten Gebiet und in den Gefangenengelagern Deutschlands und Hollands erstaunte flämische Bewegung vollen Aufschwung und seinen Mitspielern zufügt: „Welches auch der Ausgang (des Krieges) sein möge: die flämischen Soldaten sind fest entschlossen, den heiligen Kampf bis zum äußersten zu führen. In Liebe und Bewunderung reichen sie den ihnen Dahnbrechern für Flanderns Selbständigkeit die Hand. Sie geben ihnen die feierliche Versicherung, daß sie bei ihrer Rückkehr ihr Siegel unter die Arbeit drücken werden, die den Dank des Volkes verdient.“ Erfüllen sich ihre Hoffnungen, so sind die in „Arm-Flandern an der Yser“ ausgestandenen Leiden, Opfer und Entbehrungen nicht vergeblich gewesen.

Beilage zur Kriegszeitung An Flanderns Küste

Nummer 62

1. Oktober 1918

Poincaré als Kriegsanstifter.

Ein Zeugnis des ermordeten Bären.

In Form eines offenen Briefes bringt eine neutrale Stimme einen neuen schlagenden Beweis für die Schuld des eroberungsgierigen Präsidenten Poincaré an der Entstehung und dem Ausbruch des Weltkrieges. Der Kronzeuge, auf den die Anklage sich stützt, ist der ermordete Ezar Allouau von Außland, der in der vorliegenden Kreise berichtete, daß schon lange vor Ausbruch des Weltkrieges Poincarés geheime Ziele die Entfesselung eines Krieges zur Rückeroberung von Elsaß-Lothringen waren. In den hinterlassenen Tagebüchern des Bären, die jetzt veröffentlicht werden, lehrt dieses Bekenntnis, daß für die französische Kriegspolitik bezeichnend ist, mehrfach und unzweideutig wieder.

„Es ist die Ulricher Zeitschrift „Das Buch“, die neuerdings Poincarés Schuld am Kriege erläutert; sie ist in Form eines offenen Briefes an den französischen Präsidenten. Wir geben die entsprechende Stelle wörtlich wieder:

„Sie wissen, Herr Präsident, ganz genau — und zwar aus derselben Quelle wie unser Ihnen bekannte Getrehtmann —, wie sich der Zar noch während Ihres Aufenthaltes in Außland im Anschluß an das sogenannte Friedensgespräch gegenüber jenem Großfürsten gewußt hat, mit dem Sie um selben Tage noch eine lange Unterredung hielten. Die Worte des Zaren: „Ich arbeite für den Frieden Europas, Poincaré für die Rückeroberung Elsaß-Lothringens“, sind, wie Sie wissen, recht weiten Kreisen bekannt geworden. Die für Sie, Herr Präsident, nicht gerade erfreuliche Tatsache, daß dieser Satz sich auch in den Aufzeichnungen des Zaren befindet, die laut Bericht der russischen Regierung vom 19. Juli beschlagnahmt wurden, läßt Ihnen bis London seit dem 23. Juli bekannt sein. Und ein weiterer, auch Ihnen erreichbarer Zeuge, der die Worte des Zaren verdrängt: „In Poincarés Ehrengesetz liegt eine Gefahr für den Frieden“ und: „Erst wenn Poincarés Präsidentschaft vorüber ist, halte ich den Frieden für gesichert“ — auch dieser Zeuge ist, nachdem die Aufzeichnungen des Zaren beschlagnahmt sind, nicht mehr zu widerlegen.“

„Das „Buch“ stellt dem französischen Präsidenten drei Spalten zum Zwecke einer Erwideration und Rechtfertigung gegen die Anklage, der Anstifter des Krieges zu sein, zur Verfügung, indem es betont, daß es eine völlig unabhängige, völlig auf sich selbst gestellte neutrale Zeitschrift ist. Wir sind begierig, ob Herr Poincaré in der Lage sein wird, der Auflösung zur Rechtfertigung seiner Kriegspolitik zu entsprechen, und ob er es versuchen wird, diese schlägige Beweisführung auch nur abzuschwärzen.“

Ein mißlungenener Schlag der englischen Propaganda.

Das englische Propaganda-Ministerium, das sich das Ziel gesetzt hat, die Zubericht des deutschen Front- und Heimatheeres untergraben, ist in der letzten Zeit auf ein neues Mittel verzweigt. In Massen sind Briefe deutscher Kriegsgefangener an ihre Angehörigen in der Heimat im Handschriftennachdruck vertrieben worden, die von Ballonen und Flugzeugen über der Front abgeworfen werden. In diesen Briefen wird die Unterbringung, Ernährung und Behandlung in den englischen Kriegsgefangenenlagern in den rosigsten Farben gemalt. Aber die abgemornten Schreiber haben den beabsichtigten Zweck vollkommen versäßt. Unsere Soldaten in der Front lassen sich durch solche

Mittel nicht fangen. Die Briefe sind von den Kindern an ihre Abreissatzen gesandt worden, und in vielen Fällen wurde dabei ongefragt, ob der Schreiber des Briefes wirklich in englischer Gefangenschaft sei. Unsere Soldaten wissen über die Zustände in den englischen Gefangenengelagern genau Bescheid und schenken daher den günstigen Schilderungen der Lage deutscher Kriegsgefangener keinen Glauben. Wie recht sie damit haben, beweist die Antwort, die der Abstest eines solchen Briefes an den Überlebenden schrieb: „Es heißt darin:

„Von den erwähnten Briefen habe ich schon Hunderte von Exemplaren erhalten und ich kann Ihnen mitteilen, daß mein Sohn (Schreiber des von den Engländern abgeworfenen Briefes) in englischer Gefangenschaft war und nun nach Holland ausgetauscht ist. Der Engländer hat seine Gefangenengen gemein behandelt, und die Briefe sind unter englischen Gewaltätigkeiten geschrieben worden. Sie entbehren jeder Wahrheit und sind darauf gerichtet, daß unsere Truppen überlaufen sollen. Ein ehrlicher Soldat weiß jedoch, wofür er kämpft, für den eigenen Herd, für seine Angehörigen zuhause, für Kaiser und Reich. Darauf soll jeder festhalten.“

Die Briefe sind hierauf also wörtlich in englischen Gefangenengelagern geschrieben worden, sind aber, was noch schlimmer ist, als wenn sie einfach nur auf Erfindung beruhen, die Ergebnisse gemeiner Erfindung an wehlosen Opfern. Und doch ist alle Ruhe, die auf Ihre Herstellung vertraut worden ist, vergebens; denn die erwartete Wirkung blieb aus. Die großzügige englische Propaganda hat vielmehr eine entschiedene Ablehnung in Front und Heimat gefunden, von der die obige Antwort einen herzerfüllenden Beweis liefert.

Der Katechismus in der Westentasche.

(Für solche, die in Gefangenschaft geraten.)

1. Die Gefangenschaft ist die Fortsetzung des Krieges mit feineren Mitteln. Sie entbindet dich nicht des Fahneneides, sondern verpflichtet dich zu doppelter Treue.

2. Der feindliche Nachrichtenoffizier ist dein gefährlichster Gegner. Trau ihm nie, auch wenn er noch so freundlich gegen dich ist.

3. Wenn du dich bei jeder Frage recht dummkopf stellst, handest du am Klügsten.

4. Du darfst lügen. Gegebenenfalls sollst du es sogar. Notlügen, die zum Wohle deiner Kameraden in der brenzligen Linie den Feind irreführen, sind nicht unzulässig, sondern gelten als patriotische Tat. Wenn du's inbessern willst, mache es geschickt und schlau.

5. Um besten ist, du sagst stets: Ich weiß es nicht. Mit dieser Verneinung kannst du letzten Endes am meisten nützlich sein. Und den Kopf wird dir deshalb niemand abreißen.

6. Bei Androhung von Strafen und Misshandlungen sei tapfer und standhaft. Denk immer daran, daß es lauter Mittel sind, dich zu Aussagen zu zwingen.

7. Der Verräter ist beim Feinde verhaft und verurteilt. Er dient als willkommenes Werkzeug, das man nach dem Gebrauch zum Gerümpel in die Ede wirft. Der gewissenhafte deutsche Soldat hingegen zwinge auch dem Gegner Achtung ab und erleichtert sich dadurch sein Gefangenensein.

8. Es ist eine deiner vornehmsten Aufgaben, in diesem Sinne auf deine Leidensgefährten einzutreten. Viele unter Ihnen sind körperlich oder seelisch zusammengebrochen und dadurch willenslos

geworden. Such sie zu trösten und wieder aufzurichten, daß sie sich der Versuchung gewachsen fühlen.

9. Bei der Aufstellung einer Artillerie überlege scharf. Wenn sie sich deiner Überzeugung noch nicht mit der Würde eines Deutschen verträgt, wirf sie entschlossen hin, verteidige sie. Natürlich ist dir die Strafe sicher. Hab dann auch den Mut, diese für deine Überzeugung weder zu tragen. In jedem andern Fall aber schädige den Feind durch Trägheit oder falsches Ausführen der Aufträge.

10. Du bist als rechter Soldat zur Aufmerksamkeit und scharfen Beobachtung erzogen worden. Vergiß auch in der Gefangenschaft nicht diese vornehmsten Eigenschaften. Halte Augen und Ohren offen; präge dir alles, was du siehst und hörst, tief ins Gedächtnis ein. Klammere dich an den Grundsatz, daß es überhaupt nichts Unwichtiges gibt. Bei deiner Auslieferung oder späterer Rückkehr können deine unscheinbarsten Angaben vielleicht von der größten Bedeutung sein.

11. Wenn dir die Möglichkeit zur Flucht geboten ist, unterlasse nichts, sie mit eiserner Ruhe und gewandter Umsicht vorzubereiten. Aber auch hier heißt das erste Gebot: Lass dich nicht ertappen. Einmal bereit, wird sie dir schwerlich zum zweiten Male gelingen, und du bist elender daran denn je. Wenn dir der Aufall gewogen ist und du dich durchschmuggelst, verfüme auch auf diesem Wege nicht, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen. Da kannst du das wertvollste Material für unsere Heeresleitung sammeln.

12. Zeige dich deines Deutschums und deiner Erziehung würdig. Suche nicht durch Liebesmutter und Bauchkriegerum dein Schicksal leichter zu gestalten. Aufrecht und stolz sollst du tragen, was dir der Himmel schenkt. Darin liegt das Glück des Brüder, daß er auch im Unglück der gerade, wettferstige Mann bleibt. Dann betrachte dich der Feind mit einer heimlichen Schew und sein billiger Hohn erschlägt ihm im Halse.

Aus-, Durch- und Maulhalten.

Ein A.O.R. erläßt den folgenden Heeresbefehl:

Es wird in letzter Zeit an der Front und im Innlande wieder entsetzlich viel gesäuft, gewisbert und zusammenphantasiert über unsere Lage und über unsere Absichten. Unruhe und Besorgnis werden dadurch ins Land getragen, beobachtige Maßnahmen der Führung gewissenlos verbreitet und dem Feinde verraten!

Es ist Pflicht aller Heeresangehörigen aller Grade, eigentlich und unter Einschluß ihrer Persönlichkeit diesem Unwesen entgegenzutreten. Ein Heeresangehöriger, der von irgend einer Persönlichkeit außerordentlich erfaßt: „Wir werden am so und so vliesten und dort angefeindt“, kann sich doch weiteres sagen: „Wenn die Sache richtig ist, dann liegt hier eine strafbare Verleugnung des Dienstgeheimnisses zugrunde“ und es ist daher selbstverständlich seine verdamte Pflicht und Schuldigkeit, der Sache sofort ohne Ansehen der Person eingehend auf den Grund zu gehen und die betreffende Persönlichkeit zur Verantwortung ziehen zu lassen. Lauter das nicht, sagt er sogar im Gegenteil dazu bei, das Gehörte weiterzuberichten, so macht er sich misschuldig, wenn der Feind frühzeitig von unserem Vorhaben Kenntnis erhält und dieses daher misslingt. Der Tod vieler deutscher Kameraden ist dann die Folge der verdammten Schwachhaftigkeit und Gleichgültigkeit Einzelner.

Es ist der Mühe wert zu beobachten, wie drüben bei unseren Feinden jede Äußerung, die unseren Feinden nicht zu ihrem Kriegswillen paßt, rücksichtslos mit den schärfsten Strafen belegt wird. — Dabei geht es unseren Feinden sicherlich vielfach breitger wie uns. Sie verstehen es nur besser wie wir, den Letzten zu befolgen: „Aus-, Durch- und Maulhallen!“



Der blödige Architekt. Ein Abbotat ließ sich ein Haus bauen und fragte den Architekten: „Wissen Sie nicht einen zu meinem Berufe passenden Spruch, den wir über die Haustür setzen können?“ — „Hm,“ meinte der Architekt, „schreiben wir halt: Hier ist guter Rat teuer!“

Inschrift. Der Einjährige Nolle erhält regelmäßig Feldpostkarten mit der Aufschrift: „Hochwohlgeborener Herrn Nolle!“ — „Nolle,“ belehrt ihn der Feldwebel, „beim Militär gibt es grundsätzlich keinen Herrn, verstanden?“ — „Ja wohl, Feldwebel!“

Aus einer Reifeprüfung hinter der Front. Schultot: „Kandidat, nennen Sie mir eine schlesische Grafschaft, die in den napoleonischen Kriegen eine Rolle spielt!“ — Der Kandidat schweigt. Hinter dem Rücken des Schultots zeigt der Geschichtslehrer auf seine Gläze, um die Gedanken des Kandidaten auf Glas hinzuleiten. Dieser hat sofort verstanden und antwortet mit einem dankbaren Blick auf den Reiter in der Not: „Oberlauffig.“

Bocholt. Ein Urlauber erhält in einem Restaurant einen steinharten Broten vorgesetzt. — „Herr Wirt,“ sagt er, „den nehmen Sie mal gleich wieder mit; wenn ich den esse, mache ich mich strohbar!“ — „Aber wieviel denn?“ — „Eiserne Portionen darf ich nur mit Genehmigung des Regimentskommandeurs essen!“



Sahlenrätsel.

13 16 18 7 19 15 7 14 9 — Stadt in Bayern,
14 19 2 6 19 4 7 13 14 7 — Waffengattung,
17 6 9 12 13 6 14 — Stadt im Oberschwaben,
15 7 13 7 13 16 18 — osmanisches Volk,
6 21 21 6 13 6 4 — technisches Gerät,
13 6 3 7 4 7 — Feuerwerk,
20 16 10 10 7 13 — Fluß im Oberelsaß,
11 7 19 1 7 18 10 6 22 18 — männlicher Vorname,
6 8 10 7 14 — Pfanne,
8 13 16 18 18 12 13 14 4 6 19 19 14 7 19 — feindl. Staat,
19 3 13 19 12 7 13 8 — Stadt in Bayern,
7 18 21 7 — Baum,
13 15 6 12 6 13 12 7 13 — Genußpfanne.

Statt der Aohlen sind Buchstaben zu setzen. Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben einen deutschen Komponisten und die Endbuchstaben von oben nach unten eine von ihm komponierte Oper.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

ca - clu - die - e - e - far - fen - gat - gang - hel - hen - ho -
l - i - in - fa - licht - ld - maul - met - ual - ne - ne - nen -
no - noto - pri - ro - re - ri - thl - ro - ro - ros - se - sel -
ng - flau - sur - the - ba - kuen - won - ze
sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen eines berühmten deutschen Dichters ergeben, die Endbuchstaben von unten nach oben eines seiner Werke. Die Wörter haben folgende Bedeutung:

1. Beruf, 2. Blume, 3. Teil eines Gebäudes, 4. Mädchenname, 5. berühmter Erfinder, 6. osmanisches Tier, 7. russischer Vorname, 8. italienische Insel, 9. Dichter, 10. Bezeichnung eines Ernährungsmittels, 11. Konart, 12. Kaisergeschlecht, 13. weiblicher Vorname, 14. Gartenblume, 15. technische Errungenschaft, 16. biblische Person, 17. Stadt in Brandenburg.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Sahlenrätsel.

Baumwolle, Absinth, Dagö, Handschuh, Oktalar, Messe, Billard, Ulster, Rio de Janeiro, Guslav — Bad Homburg vor der Höhe.

Silbenrätsel.

Dieselweg, Röller, Landau, Umlenkbüd, Todesfahrt, Hüter, Elba, Rosienrot — Dr. Luther, Wartburg.

Nummer 62

Am Flanderns Küste

Seite 195



Am Strand von Ostende.

Aufnahme von L. Rosenheim.

immer hatten die Opfer eine runde Summe in llingender Münze an den Kämmerer abzuführen. Oftmals wurde das Maß ihrer Leistung auf andere Weise umschrieben: Da gab es bald einige Zulen Stadmauer zu erbauen, bald waren südlige Städte Stintweg (der Deutsche sagt natürlich viel schöner „Chaussee“!) anzulegen oder einige Tausend Hartsteine zu Befestigungsmauern anzufertigen; oder: der Fischmarkt in Gent sollte mit Steinernen, lärmenden Ständen verziert werden; die Standbilder der Großen am Flantern am Stadthaus zu Brügge hatten der Vergoldung, Kirchen und Rathäuser der Ausschmückung mit gemalten Glasfenstern. St. Nikolaus oder andere Heilige eines neuen Prunkmaus — alles das bot den Richtern erwünschten Anlaß, zahlungsfähigen Sündern Gelegenheit zur nützlichen Abwendung ihres Gelbes zu geben. Besonders die Verurteilungen zum Beauftragten gemalter Glassfenster häusten sich eine Zeitlang außerordentlich bis — dem Bedürfnis genügt war. Dass auch der Armen- und Krankenpflege dabei nicht vergessen wird, versieht sich bei der Aufmerksamkeit, die man diesen Werken der christlichen Armherzigkeit in früheren Jahrhundertern gerade in Flandern entgegenbrachte, von selbst. Angenehm verläuft dabei, daß man für die Flieglinge nicht nur das Notwendige und Nützliche zu erlangen sucht. Nicht bloß Verurteilungen zum Verleien von Geld und Brod, sondern auch von Wein waren gar nicht so selten, und einem reichen und vornehmen Gentler Sünder wurde ausdrücklich zur Pflicht gemacht, ein Glas guten Johannesbergers zu liefern. Für die Fragen des Magens haben die Blumen allemal großes Verständnis gezeigt. Dass es auch den Richtern daran nicht mangelt, beflecken bereits die schwatz- und becherfrohen Sünderworte aus dem Gentler Boenewinckel. Über die hochwohlwerten Herren waren auch selbst den Kreuzen der Tafel und eines guten Trunk nicht abgeneigt und verschmähen es keineswegs, Verschenken und Nachlässigkeiten von ihresgleichen zu ihrer eigenen Blüche zu stören. So wurde ein Gentler Ratscherr, weil er einen Brief an den Markgrafen von Antwerpen mit seinem eigenen Siegel anstatt des städtischen geschlossen, dazu verurteilt, der Tafel seines Goblen Rhelvins zu liefern, und ein Schöpfe von Körnli mußte gar, weil er einen Verbrecher höchstgehändig gefestet hatte, seinen Bandgenossen eine ganze Mahlzeit, eine „Tafelkost“ von 25 Pfund Großchen, ausrichten lassen, was den Herrn allerdings arg verschupste. Vielfach war es auch Sitte, den Richtern, die zur Aburteilung von Schwerverbrechern noch



Ein Muß-Aug deutet uns dieser Krieg;
Er führt gar mit Bedacht
Und hat viel Zeit und eilt sich nicht
Mit seiner vollen Fracht.

Angst macht Ostreich wieder Dampf
Bei der Maschine auf.
Schnell geht uns der Entzenterlich
Aufs Feuer Wasser drauf.

Lloyd George möcht uns verzweifelt sehn,
Da wird 'ne Lüschung draus.
Ein jeder Muß kommt schließlich an,
Ein jeder Krieg geht aus.

Wir halten aus, bis daß zerschellt
Der Hohn an deutschem Trug.
Dann bringt mit Vollkampf frohe Fracht
Heimwärts der Friedens-Muß. Frei von der Aser.

Mit Bootskanonen von Brüssel bis Antwerpen.

(Fortsetzung.)

Von Lieutenant Heyden.

(Nachdruck verboten.)

Während die Seesoldaten auf einem am Bahndamm gelegenen Felde bivakuierten, nahmen wir in einem benachbarten Bauernhause Quartier, wo uns um Mitternacht auch endlich unser Küchenwagen mit dem heißersehnten Mittagessen erreichte.

Von der Höhe des Bahndamms sah man das an mehreren Stellen brennende Mecheln, während die ganze Nacht hindurch unsere schwere Artillerie einen Schuß nach dem andern zum Feinde hinübersandte.

Am folgenden Morgen gegen 7 Uhr marschierten wir weiter und erreichten bald Hoffstade, das auch das uns jetzt schon so gewohnte Bild eines zerstörten Dorfes zeigte. Hier rasteten wir einige Stunden am Straßengraben, um weitere Befehle abzuwarten. Inzwischen erhob sich vorne wieder ein Höllenlärm, der Artilleriekampf war im vollen Gange. Auch bis in unsere Nähe kamen einige Granaten, deren Einschläge von uns aber mit mehr Neugierde als Unbehagen betrachtet wurden, waren sie uns doch noch eine unbekannte Erscheinung. Gegen Mittag erhielten wir den Befehl, auf der Straße nach Mecheln bis zum Dyle-Kanal vorzurücken. Kaum hatten wir die über den Kanal führende, aber zerstörte Straßenbrücke erreicht, als auch schon die ersten Schrapnells über unseren Köpfen platzten. Das spornete uns zu höchster Eile an, und in rasender Geschwindigkeit legten wir die einige hundert Meter lange Strecke bis zur Eisenbahnbrücke zurück, über welche wir die ersten schlüpfenden Häuser von Mecheln erreichten. Am Bahnhofsvorplatz angelommen, dessen Umgebung von den deutschen Granaten ziemlich mitgenommen war, rissen wir von den Fenstern einer Wirtschaft die Vorhänge herunter und versuchten sie in den Granatlöchern des Bahnhofsvorplatzes mit Erde zu füllen, um bei einem etwaigen Straßenkampfe wenigstens einige Deckung zu haben. Da der Platz aber unter einem andauernden heftigen Feuer lag, mußten wir den Versuch bald aufgeben.

Dann erhielt unsere Batterie — die andere hatte sich vor Mecheln von uns getrennt — den Befehl, sich einem durch Maschinengewehre verstärkten Zug Seesoldaten anzuschließen, der die Aufgabe hatte, die erst vor wenigen Stunden eroberte Stadt von etwa zurückgebliebenen Feinden zu säubern. Für den Fall, daß sich diese in Häusern oder hinter Barricaden festgesetzt hatten, hätten unsere Geschütze jedenfalls gute Dienste leisten können. Der Feind belegte die ganze Stadt dauernd mit Schrapnellfeuer, machte aber zwischen den einzelnen Salven eine kleine Pause, so daß diese stets zum Vorrücken benutzt wurde. In höchster Geschwindigkeit rasten dann die Infanteristen, gefolgt von den Maschinengewehren und Bootskanonen, die Straßen entlang, um dann den nächsten Schrapnellhagel in Deckung bei Häusern abzuwarten. Die Straßen und Häuser zeigten an vielen Stellen schwere Beschädigungen durch die Beschiebung, in mehreren Straßenvierteln brannten noch ganze Häuserreihen. So waren wir, immer in der Erwartung, auf einen Widerstand seitens des Feindes zu stoßen, bis zum Marktplatz vorgerückt, wo wir uns eine etwas längere Rast gönnnten. Während wir dort standen, kam ein einzelner Jäger über den Platz gegangen, und jetzt erst kam uns die ungeheurelle Tatsache so recht zum Bewußtsein, daß diese Stadt, die sonst etwa 50 000 Menschen beherbergte, augenblicklich fast menschenleer war. In dem vorherigen Gefühl der Spannung und Erwartung war einem dieser Gedanke nicht gekommen.

Dann rückten wir in der bisherigen Weise weiter vor und machten schließlich bei dem hinter der Dyle am Norbausgange der Stadt gelegenen Gefängnisse halt. Da die Beschließung immer heftiger wurde, gingen wir an einer sich längs des Flusses hinziehenden Häuserreihe in Deckung. Von unserem Standort konnten wir beobachten, daß es die feindliche Artillerie auch auf den Turm der Kathedrale abgesehen hatte, wo sie wahrscheinlich einen Beobachter vermutete.

Schließlich wurde es auf der Straße aber derart ungemütlich, daß wir die verschlossenen Haustüren auffschlagen mußten, um

wenigstens vor den Schrapnelltrügeln und Granatsplittern sicher zu sein. Hier fanden wir noch den Kaffeetisch gedeckt, die Bewohner hatten sich nicht mal Zeit genommen, ihre Mahlzeit zu beenden, anscheinend waren sie Hals über Kopf geflohen. Hungrig und durstig, wie wir waren, saßen wir uns selbstredend sogleich an den gedeckten Tisch und ließen uns Kaffee und Brot gut munden. In einem dieser Häuser war das gesamte Porzellan fein säuberlich auf den Fußboden gelegt, jedenfalls in der Annahme, daß es so weniger unter den Erschütterungen leiden würde. Da wir nun die Räume benutzen mußten, sahen wir uns veranlaßt, das Porzellan wieder in die Schränke zu verstauen. Abends nahmen wir jedoch Quartier in der Wohnung des Gefängnisbeamten, nachdem wir zwei Geschütze vor dem Eingang des Gefängnisses in Stellung gebracht hatten, welche bei einem etwaigen Nachgeschlecht die angrenzenden Straßen bestreichen sollten.

Da unser Küchenwagen wieder nicht nachgekommen war, mußten wir unseren Hunger mit requirierten Olivenölen und Käses stillen. Brot und sonstige Nahrungsmittel waren in der ganzen Stadt nicht mehr zu finden, jedenfalls hatten die Belgier wohlweislich alles mitgenommen.

Um 1 Uhr nachts erhob sich draußen ein lebhaftes Gewehrfeuer, so daß wir alarmiert wurden und bald feuerbereit bei den Geschützen lagen. Die Belgier versuchten einen Gegenangriff, sie ließen es aber bei dem schlüpfenden Versuche betwenden. Nach einer Stunde war wieder alles ruhig, so daß wir uns auf dem Fußboden des Quartiers wieder dem wohlverdienten Schlaf hingeben konnten.

Um andern Vormittage gegen 10 Uhr rückte die Batterie auf der Ostseite der noch Antwerpen führenden Eisenbahn bis dicht an die vordere Stellung vor und eröffnete das Feuer auf die Häusergruppen in Richtung Nieuwendy. Die Leitung bei diesem Schießen übernahm der zum Stab der Marine-Division gehörige Lieutenant v. Schröder, ein Sohn Sr. Gr. des Kommandierenden Admirals. Er nahm sich in jeder Beziehung unster an, die wir ja noch ziemliche Neulinge im rauen Kriegshandwerk waren, er zeigte uns, wie man ein Geschütz zweckmäßig einbaut und im buschigen Gelände durch Bedecken mit Gesträuch der feindlichen Sicht entzieht. Auch sonst gab er uns wertvolle Anleitungen. Unser Batterieführer nahm sich diese Lehren derart zu Herzen, daß man ihn von jetzt ab nur noch mit zweigummtänzter Muze sah, sobald wir uns mit den Geschützen in Stellung befanden.

Schuß auf Schuß sandten wir nun in aller Ruhe in die vom Feinde besetzten Häuser, aus welchen sich die Belgier schleunigst in Sicherheit brachten, es war ein regelrechtes Schußschießen. Die einzige Gegenwirkung des Feindes beschränkte sich auf einige Schrapnells, die aber viel zu kurz lagen, so daß sie uns nicht mal lästig wurden. Nach etwa einer Stunde brachen wir das Gefecht ab und marschierten wieder zur Stadt zurück. Wir hatten aber noch nicht die ersten Häuser erreicht, als eine Schrapnellsalve genau über uns krepitierte; wie durch ein Wunder wurde niemand verletzt. Dieser unerwartete feindliche Gruß spornete uns selbstredend zur höchsten Eile an, und schnell hatten wir die schlüpfende Straße erreicht. Bei diesem Galopp wäre beinahe ein Mann der Geschützmannschaft auf eigenartige Weise zu Schaden gekommen. Ein herabhängender Telephondraht hatte sich ihm bei unserer rasenden Fahrt schlängelartig um den Hals gelegt, und da er durch seinen umgehängten Buggurt fest mit dem Geschütz verbunden war, wurde er von den anderen Leuten mit fortgerissen. Glücklicherweise konnte das Geschütz aber noch frühzeitig zum Stehen gebracht werden, so daß der Mann ohne größeren Schaden davonkam.

(Fortsetzung folgt.)

Abdruck der Aussage, wo nicht ein anderes ausdrücklich vermerkt ist, mit Quellenangabe gestattet.